



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Bonn : Kinkel und das Ahrthal.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Preis gegeben, der Oberhofprediger drückte freundschaftlich eine meiner Hände, die spitzige Dame die Andere, mein Nachtsack lag betroffen zu meinen Füßen, im Hintergrund des Coupés kauerte grimmig mein Gegner, der Ritterbürtige, und die Westphalin mit den freundlichen Augen winkte mir lachend mit einem Battisttuch zum Wagenfenster heraus. — Es pfliff, sie fuhren weiter, ich stand allein. — O Friedrich Wilhelm, und wenn Du in Zukunft regierst wie ein Gott, Du kannst durch Nichts gut machen, was Du an Lunge, Stimmung und Behaglichkeit bei den Reisenden des heiligen deutschen Reiches ruinirt hast!

Mus Bonn.

Kinkel und das Ahrthal.

Bonn ist bekanntlich eine kleine häßliche Stadt, nur in den Vorstädten baut man Palläste, die Koblenzer Straße und die Häuser an der Poppelsdorfer Allee würden einer Weltstadt Ehre machen, auch in der Nähe des Bahnhofes entstehen hübsche Wohngebäude. Sucht man Leben, so muß man am Rhein wohnen; als Fremder im Hotel royal, welches einen herrlichen Garten hat, der bis an's Ufer reicht. Wir Norddeutsche schwärmen den würdigen Rhein noch immer an, und obgleich ihn die Eisenbahn jetzt nahe gerückt hat, bleibt er uns doch der alte Märchengott, der Vater der Lorlei und des Weins, zugleich Franzosensresser, Trinkgenosse und alter Romantikus. Sein Rauschen klingt uns musikalischer als das Gemurmel anderer Ströme und sein Wasser begeistert unvermeidlich unsere Poeten. Eine schöne warme Nacht breitete ihr Dämmerlicht über die Gegend, als ich neulich an seinem Ufer saß. Das Siebengebirge war in einen Dufschleier gehüllt, der seine malerischen Linien doch erkennen ließ, Lichter spiegelten sich im Rhein und die Glühwürmchen fuhren durch die stille Luft. Von fern aber schallten Walzerklänge und aus dem Gebüsch hoben sich mit unzähligen erleuchteten Fenstern die Gasthöfe am Rhein, die modernen Palläste unsrer Wanderzeit. Von Zeit zu Zeit rauschte das Wasser gewaltig auf, wenn die Dampfschleppschiffe vorüberbraussten, die wie schwimmendes Feuer mit ihren Glutöfen durch die Dämmernacht fuhren. Nach allen Seiten wurde Auge und Ohr beschäftigt. Und doch konnte ich mich nicht freuen, ich dachte an einen Unglücklichen, den ich kannte und geliebt hatte. — In einem freundlichen neuen Häuschen unweit des Bahnhofes, wohnte noch vor wenig Monaten Gottfried Kinkel im Schooße seiner Familie, jetzt steht das Haus leer. Als ich ihn damals besuchte, saßen auf der Treppe, wie lebendige Orgelpfeifen, eine Reihensolge reizender Kinder, alle mit den schönen Augen des Vaters mich ansehend. Oben gab seine Frau Unterricht in der Musik. Johanna Kinkel ist ein merkwürdiges Wesen; bekanntlich ist sie eben so häßlich als ihr Mann schön und, was noch schlimmer ist, wenigstens zehn Jahr älter als er. Man hat daraus ihre peinvolle Sorge, sie könnte seine Liebe verlieren und das verzweifelte Mittel, ihm das Revolutionsfieber einzupumpfen, herleiten wollen. Aber Johanna's Lebenslauf bot ihr schon früher manche Veranlassung zum Haß gegen die bestehenden Verhältnisse, in denen sie lebte; sie war die Tochter eines Gymnasiallehrers Namens Rockel und erhielt als solche eine gründliche, fast männliche Bildung. Diese, vereinigt mit ihrem Mangel an weiblicher Anmuth, zogen ihr schon in früher Jugend den Beinamen Hans oder „der Rockel“ zu, Lieblosigkeit und Spottsucht weckten gewiß früh die Anlage zu Bitterkeit, aber auch die Energie dieses Charakters. Im zwanzigsten Jahre verheirathete sie sich, vielleicht ohne Neigung

mit einem Buchhändler in Köln. Stark ausgeprägte Originale passen aber nicht für den deutschen Ehestand, Johanna war keine Hausfrau, sie spielte den ganzen Tag meisterhaft Klavier und setzte keinen Fuß in die Küche. Da nahm der junge Chemann in einer Stunde des Zorns ihr Notenblatt und warf es aus dem Fenster. Kaltblütig steht sie auf und geht hinab, er denkt, um es wiederzuholen, aber nein, sie geht zu Fuß nach Bonn zu ihren Eltern und kein Bitten, keine Drohungen vermochten sie ihrem Gatten zu verzeihen, die Ehe wurde getrennt. Johanna ging nach Berlin um ihr musikalisches Talent zu vervollkommen und fand in Bettina's Hause Obdach und Freundschaft. Aber diese beiden Naturen stießen sich bald ab, Johanna kehrte nach Bonn zurück und lernte dort Kinkel kennen. Er war verlobt mit einer Pfarrerstochter, hatte stets ein sehr empfängliches, also auch sehr wandelbares Herz. Er sagte sich von der Braut los und huldigte Johanna's Talent und Geist; sie wirkte offenbar befruchtend auf ihn, er dichtete ihr seine schönsten Lieder und gewann an poetischer Gestaltung. Es entstand eine echte Liebe zwischen Beiden, die sich durch Jahre voll Hindernisse durchkämpfen mußte. Johanna war katholisch und durfte sich deshalb nicht wieder verheirathen, sie trat zur protestantischen Kirche über und wurde darin durch Bethmann-Hollweg unterstützt, dessen frommes Haus längere Zeit ein Asyl für die Liebenden war; damals waren sie auch fromm und Kinkel hielt die beliebtesten Predigten bei gedrängt voller Kirche. Nach langem Harren lief endlich das Paar in den Hafen der Ehe ein und bezog eine Dienstwohnung in dem Schlosse zu Poppelsdorf, unstreitig ein wahrer Feensitz für poetische Naturen. Der botanische Garten hat vor den Fenstern seinen Blumenflor ausgebreitet und blaue Berge bilden den schönsten Hintergrund für die malerischen Baumgruppen und Bosquets. Dennoch war das Glück an ihrem Himmel nicht mehr wolkenlos; noch hingen die Kränze über allen Thüren, und die ersten Feindseligkeiten zwischen Kinkel und den Theologen waren schon ausgebrochen und bedrohten seine dienstliche Stellung. Mit Bethmann-Hollweg war das Paar längst überworfen. Die heterodoxe Richtung Kinkels trat immer entschiedener hervor und veranlaßte endlich seine bekannte Suspension. Seine Neigung zur Kunst, für die er eifrig arbeitete, durch Vorlesungen in Köln und durch seine Kunstgeschichte, schien ein versöhnendes Element zwischen ihm und der jetzigen Welt werden zu sollen, als plötzlich das Jahr 1848 seiner phantastischen Seele eine andere Richtung gab. Sein Rednertalent, welches er für die Kirche ausgebildet hatte, hat gewiß zuerst zur Befriedigung seiner Eitelkeit und dadurch zur Begeisterung für seinen neuen Beruf, den eines Revolutionsmannes, beigetragen. Damals sah ich ihn nach langer Zeit zuerst wieder; seine Frau unterbrach ihre Unterrichtsstunde, um mir mit den üblichen Schlagwörtern von Tyrannen, Volksglück und Volksherrschaft auseinander zu setzen, welchen Wirkungskreis ihr Gottfried jetzt ausfülle. Sie wies mich in einen nahegelegenen Kaffeegarten, wo er grade thätig sein sollte. Wüstes Geschrei schallte mir dort entgegen und aus einer Gruppe zehender Handwerksburschen erhob sich Kinkel, bei meinem Anblick doch etwas verlegen, *) in Hemdsärmeln wie die Andern und mit verwildertem Barte, kaum zu erkennen. Er zog seinen Rock wieder an, der sein Aussehen übrigens nicht civilisirter erscheinen ließ und ging mit mir tiefer in den Garten hinab. Seine Redeweise, seine Haltung war brüsk und gemein, ich hielt ihn für trunken, aber ich merkte bald, daß er nur aufgeregter war. Mitleid, Erstaunen und Widerwillen kämpften in mir über seine Verwandlung und ließen mich kaum zu Worte kommen. Auch bei ihm erschien mir ein kleinlicher kindischer Egoismus, als die Triebfeder seines Handelns, — und ihn wenigstens hatte ich für einen

*) Es ist eine Dame, welche erzählt.

Schwärmer gehalten.“ — „Wenn mir die Natur noch ein Kind schenken sollte,“ sprach er nach manchem wüsten Wort, „so werde ich es gewiß nicht taufen lassen, und wehe dem Thoren, der meinen Kindern von Gott etwas versprechen will.“ „Du solltest dann doch zuerst deinen eigenen Namen ändern, Gottfried; — Gottfeind wäre passender.“

„Da Gutzkow das erfunden hat, darf ich es nicht nachmachen,“ sagte er zerstreut und mit einem veränderten Ton, so sanft als lebte er noch in der friedlichen Zeit seiner literarischen Bestrebungen. — Armer Gottfried, wie ist mir das Alles so lebhaft erinnerlich, als wäre es gestern gewesen und doch liegt ein Jahr dazwischen, das dich so nah an's Schaffot gebracht hat! — Ein Freund hatte in Karlsruhe gesehen, wie man ihn als Gefangenen eingebracht, in der Blouse, dem rothen Ledergurt und der rothen Feder schwankend über dem bleichen Gesicht, Blutspuren in dem wirren Haar und Bart. Der Pöbel hatte ihn mit Steinen geworfen, Soldaten ihn geschlagen, ein preussischer Offizier aber hatte ihn beschützt.

Das Bild wollte mich nicht wieder verlassen, es begleitete mich wie ein Gespenst in dem hellen Sonnenschein, der zu einer Fahrt in's Ahrthal lockte. Vor zwei Jahren hat Kinkel über die poetischen Reize dieses schönen Weinthales ein gutes Buch als Wegweiser herausgegeben, es lag neben mir im Wagen, mit tiefer Behmuth blätterte ich darin. Die dunklen Felswände der wildromantischen Gegend erhöhten noch meine melancholische Empfindung; es ist todtenstill in dem Thal. Zur Zeit der Weinlese soll freilich, wie überall am Rhein, das munterste Leben auch hier herrschen. — Nur ein paar Nonnen kamen in ihrer malerischen Tracht einen Bergpfad herab, sie gehörten zu dem Kloster, welches auf einem Felsvorsprunge dem alten Städtchen Ahrweiler gegenüber liegt. Es ist jetzt eine weibliche Erziehungsanstalt, früher war es ein berühmter Wallfahrtsort. Von den hundert jungen Mädchen, die hier den Händen der Nonnen anvertraut sind, wird gewiß manches eine ungewöhnliche Zukunft haben, denn eine so wunderbar schöne Einsamkeit muß in die Seelen allerlei hineinbilden. Im Naturmenschen wird solche latente Poesie zum Gebet, zum Drang nach religiöser Beschaulichkeit, daher gibt es in diesen Thälern noch Wallfahrten und Eremiten. Auf dem Gipfel des höchsten kegelförmigen Berges, der mit Recht den stolzen Namen Landeskronen trägt, wohnt seit vielen Jahren ein alter Bauersmann neben einer Kapelle als Einsiedler. Ein Gelübde für einen Andern zu erfüllen, ist er einst nach Rom gewallt und hat den Erlös dieses Wittganges zu seiner Einsiedelei verwendet. Man hält ihn in der Umgegend in hohen Ehren; wenn er ein langes Winterhalbjahr hoch oben im Schnee und Sturm allein verlebt hat, muß ihn wohl Gottes Nähe getröstet haben, meinen die frommen Wallfahrer, die ihn gern besuchen. Auch Kinkel empfand etwas von den religiösen Schauern des Mittelalters, als er seine historischen Forschungen im Ahrthale anstellte, das Mittelalter ist noch in unseren Tagen sichtbar. Durch ein Felsenthor, nach dem Vorbilde der Porta Petrea im Münsterthal, gelangt man nach Altenahr, einem Raubritterneft auf schwindelnder Höhe; es ist der schönste Punkt des Ahrthals. Die Mauern der stolzen Ruine sehen aus als wären sie aus dem Felsen gewachsen, auch waren sie felsenfest und widerstanden den Zeiten- und Kriegstürmen; der letzte Besitzer, Kurfürst Clemens Joseph von Trier hat sie gewaltsam sprengen lassen, weil sie allzu sichere Schlupfwinkel für das Raubgesindel jener Tage darboten. Jetzt wächst der Weinstock friedlich auf den steilen Felswänden, und es ist unbegreiflich wie die Menschen da hinauf klettern können ihn zu pflegen, es muß ein saures Brot sein, welches der herrliche Ahrwein seinen Erzeugern abwirft. Aber wie gesagt, sie arbeiten und beten mehr wie an andern Orten. Als ich in das Felsenthor fahren wollte, quoll eine Prozession daraus hervor, wie ein buntes Band schlängelte

sie sich längs der Berge hin, um nach Remagen zu wallfahrten, wo in der Apollinariskirche der Festtag ihres Schutzheiligen gefeiert wurde. Gegen Abend ließ auch ich meinen Wagen dorthin lenken und kam gerade zu rechter Zeit, um mich an dem zierlichen Bau der Kirche mit ihren geschnitten Thürmen und Spitzbogenfenstern auf dem Goldgrund des Abendhimmels erfreuen zu können. Vom Rhein aus gesehen, kommt sie zu kurz, sie erinnert dann an ein Spielwerk von geschnitztem Elfenbein, freilich ist sie auch da noch eine der liebenswürdigsten Dekorationen der Rheinfahrt. — Die Apollinariskirche ist ein wahres Schmuckkästchen der Kunst des Rheinlandes, der Dombaumeister Zwirner hat sie erbaut, die Meißelarbeit daran ist sehr brav. Ueber die Frescomalereien im Innern sagt Kinkel: „sie sind das eigenthümlichste und schönste Denkmal, welches die religiöse Richtung der Düsseldorfer Malerschule, genährt von den edelsten Einflüssen der kirchlichen Kunst Italiens, hervorgebracht hat.“ Für das Jahr neun und vierzig war die Vollendung der Gemälde verheißen, aber die Kunst hat bei den letzten politischen Stürmen überall darniedergelegen; die störenden Gerüste werden wohl sobald nicht hinweggeräumt werden. Für den Augenblick sind sie freilich nützlich um den Beschauer zu den Bildern emporzutragen, während unter ihm dichte Menschenmassen wogen und Gebete murmeln. — Ein glücklicher Zufall führte die zwei bedeutendsten der ausführenden Maler ebenfalls, trotz des Sonntags auf das Gerüst, sie machten einem durchreisenden Kunstgenossen die Honneurs bei ihren Arbeiten. Deger, den sie den Raphael Düsseldorf's nennen ohne Fornarina, sah mit seinen schönen bleichen Zügen aus wie ein lebendig gewordenes Heiligenbild, und Ittenbach hätte in seinem Sammetbarett und Malertalar als Modell zu einem heimkehrenden Kreuzritter dienen können. Von Andreas und Karl Müller sind die übrigen weniger bedeutenden Darstellungen. Die Deckengewölbe sind in Azurblau angelegt mit Goldsternen bestreut, die Säulenköpfe heben sich mit goldenen Laubverzierungen von den hochrothen Kapitelfränzen ab. Der Mäcen, der dies sauber geschliffene Juwel der rheinischen Kunst zu Tage fördern ließ, ist Graf Fürstenberg-Stammheim, einer der reichsten vom rheinischen Adel, sein religiöser Kunstenthusiasmus muß ihm alljährlich bedeutende Summen kosten, doch sollen auch die Wallfahrer freiwillig ihr Scherflein auf den Altar der schönen, weit und breit gefeierten Kirche legen, wodurch nicht unerheblicher Zuschuß zu den Baukosten kommen mag.

Aus Riffingen.

Die Saison und nahmhafte Gäste.

Bei der Reise mit dem Dampfsschiffe machte es sich uns recht bemerkbar, wie sparsam die sonst so reiche Erndte der Fremden auch dieses Jahr am Rhein ausfallen wird. Keine einzige der grünverschleierten Töchter Albions war auf dem Schiff und keine der glänzenden Damen, die sonst den Luxus des Reisens repräsentirten. Dagegen schien eine größere Zutraulichkeit unter der kleinen Gesellschaft zu herrschen. Ueberall bildeten sich Gruppen mit lebhaftem Gespräch, an denen die Nächststehenden zwanglos Antheil nahmen. Eine lebhaftes Süddeutsche, Posthalterin aus Freiburg, führte das Wort, und erzählte von ihren Abenteuern während des Aufstandes: sie sei eine „Arischtokratin,“ drum habe man ihr zur Strafe den Sigel mit seinem ganzen Generalstab ins Quartier gelegt, davon sei sie vor Schreck krank geworden und habe sich geflüchtet, jetzt sei sie auf dem Rückweg in die Heimath. Es hatten mehrere aus Freiburg sich ihr angeschlossen, ein junges Mädchen, welches aus der Pension von Neuwied heimgehoht